

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Catherine Raven

Fuchs und ich

Die Geschichte
einer ungewöhnlichen
Freundschaft

Aus dem Englischen
von Eva Regul

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2021 im Verlag Spiegel & Grau, New York
unter dem Titel »Fox & I. An Uncommon Friendship«

© Catherine Raven, 2021

Für die deutsche Ausgabe:
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397096-8

SAINT-EX' BOA

Zwölf Tage in Folge war der Fuchs nun schon an meinem Cottage aufgetaucht. Kaum berührte die Sonne die Hügelkuppe im Westen, legte er sich zwischen ein paar staubigen Grasbüscheln auf die Erde. Er steckte die Schwanzspitze unters Kinn, kniff die Augen zu und tat, als würde er schlafen. Ich saß auf einem Campingsessel, durch dessen Canvasstoff die harten Halme der Horstgräser piksten, schlug ein Buch auf und tat, als würde ich lesen. Wir waren nur zwei Meter voneinander entfernt, zwischen uns nichts als ein dürres Vergissmeinnicht. Ich weiß nicht, ob uns jemand sah – eine Spitzmaus, eine Wühlmaus, eine Gummiboa –, aber es fühlte sich an, als hätten wir die Welt für uns allein.

Am dreizehnten Tag zog ich mich wärmer als nötig an und setzte mich – gegen halb vier, auf jeden Fall vor vier – nach draußen, schob die wie im Gebet zusammengepressten Hände zwischen die Knie und tappte nervös mit den Füßen auf den Boden. Ich wartete auf den Fuchs und hoffte, dass er nicht kommen würde.

Mein Cottage lag am Ende einer zwei Meilen langen un-

befestigten Straße in einem entlegenen Gebirgstal, sechzig Meilen von der nächsten größeren Stadt entfernt. Nicht gerade eine angemessene Wohnlage für eine allein lebende junge Frau. Die Straße war namenlos, deshalb hatte ich auch keine Adresse. Hier im Nirgendwo gab es für mich keine Möglichkeit, einer regulären Arbeit nachzugehen. Ich befand mich viele Meilen außerhalb der Reichweite von Mobilfunkmasten, und wäre ich von einer Klapperschlange gebissen worden oder beim Klettern auf den Felsen hinter dem Cottage unglücklich gestürzt, hätte niemand meine Hilfeschreie gehört. Aber so musste ich mich wenigstens gar nicht erst bemühen zu schreien.

Ich hatte dieses Stück Land drei Jahre zuvor gekauft. Früher hatte ich weiter oben im Tal gewohnt, in einer gemieteten Hütte, die der Besitzer »winterfest« gemacht hatte, was hieß, dass ich mit einem Daunenparka über dem Schlafanzug und Muklucs an den Füßen die Nächte ohne Erfrierungen überstand. Mehr konnte ich mir von dem Geld, das ich als Backcountry-Guide und Teilzeitdozentin von Exkursionsseminaren verdient hatte, nicht leisten. Dann wurde mir eine auf ein Jahr befristete Forschungsstelle an einer Uni angeboten, und man hätte denken sollen, dass ich die Gelegenheit, aus dieser Bude rauszukommen, beim Schopfe gepackt hätte. Nicht nur, weil ich mich beim Betreten der Dusche ducken musste, um nicht an die Eiszapfen zu stoßen, sondern auch, weil eine Postdoc-Stelle für mich als Biologin der nächste logische Schritt gewesen wäre. Aber ich packte den Schopf nicht sofort. Ich ließ die Universität warten, bis ich dieses Stück Land gekauft hatte. Dann erst nahm ich die Stelle an und mietete im Wohnheim der Uni, die hundertdreißig Meilen entfernt war, ein winziges Zimmer. Jedes Wochenende

fuhr ich hierhin zurück, durch Schneestürme und über eisglatte Straßen, und schlug an einem kleinen Felsvorsprung mein Zelt auf. Wenn abends der Gaskocher zischte und die Heuschrecken mit einem leisen »Ping« gegen die straff gespannte Zeltwand hüpfen, hatte ich das Gefühl, zu meinem Land zu gehören. Ich hatte noch nie das Gefühl gehabt, zu irgendwas zu gehören. Als die Stelle an der Uni auslief, zog ich mit Sack und Pack in mein Zelt und beauftragte ein Bauunternehmen, das Land zu erschließen und das Cottage zu bauen.

Von meinem Platz vor dem Cottage, wo ich auf den Fuchs wartete, hatte ich einen herrlichen freien Blick über mein Tal. Oft konnte man komplette Regenbogen sehen. Die hügeligen Wiesen unterhalb des Cottages waren zwar nie so grün, dass die Kobolde sich am Ende des Regenbogens hätten verstecken können, aber der Blick war ein fairer Ausgleich für ein Leben mit Klapperschlangen. Trotzdem war ich hin- und hergerissen. Selbst ein doppelter Regenbogen konnte nicht ersetzen, was die Stadt zu bieten hatte: die Möglichkeit, Menschen zu begegnen, Kultur zu erleben und einen echten, vernünftigen Job anzunehmen, der mich beschäftigt halten würde, so dass ich keine Zeit mehr hätte, einem Fuchs hinterherzujagen. Für meine Promotion hatte ich einiges auf mich genommen. Ich hatte in leer stehenden Gebäuden gehaust und in der Uni Fußböden gewischt. Im Gegenzug hatte ich lernen dürfen, dass nur wissenschaftliche Fakten zählen und wilde Füchse keine Persönlichkeit haben.

Als Fuchs auf mich zutrottete, erklang eine leise, bezaubernde Melodie wie aus meinem Lieblingsmärchen vom Rattenfänger. Sie wissen schon: Ein bunt gekleideter Fremdling erscheint in der Stadt und lockt die Kin-

der mit seiner Musik in ein Land voller schneebedeckter Berge und glitzernder Seen. Als der Fuchs sich neben mir zusammenrollte und die Augen zukniff, schlug ich mein Buch auf. Die Musik spielte weiter. Es war gar nicht der Rattenfänger. Es war nur ein Vogel – eine Drossel, die in der Ferne sang.



Seit dem Vormittag hatte der Fuchs im Schatten seines Lieblingsfelsens geschlafen. Jetzt weckten ihn die warmen Strahlen der untergehenden Sonne. Er reckte das Hinterteil in den Himmel und die Nase in den Wind. Seine gestreckten Vorderläufe waren nackt wie eine neugeborene Maus. Das Fell war genau genommen nicht weg, es zeigte nur in die falsche Richtung. Er drehte den Kopf und stellte fest, dass der Wind seine Haare nach hinten wehte, wodurch die Haut an den Läufen freilag und gewärmt wurde.

Über die steinige Erde scharrtten die schweren, zögerlichen Schritte eines trächtigen Mäuseweibchens. Als die Maus fast in Reichweite war, knackste ein Windstoß ein paar trockene Grashalme um, und das Geräusch war verschwunden. *Wieselpipi!* Und sein Tag hatte gerade erst angefangen. Unten auf der Alfalfa-Ebene war es windstill. Im Schatten der Sträucher wuselten die Mäuse dort in Scharen herum, und in den Hecken tummelten sich die Rebhühner. Aber nicht für ihn. Die Ebene gehörte seiner Mutter, und außer ihrem Gefährten und ihren gerade entwöhnten Welpen gestattete sie niemandem den Zutritt. Der Fuchs ließ sich von ihrem Verbot allerdings kaum beeindrucken. Er war jetzt ein Jährling und geschickt genug, um ihre Wachsamkeit zu testen. Deshalb standen Streif-

züge ins verbotene Gebiet oft sogar ganz oben auf seiner Agenda.

Nun aber zog es ihn nicht ins Territorium seiner Mutter, sondern zum Haus mit dem leuchtend blauen Dach. Es lag am Hang oberhalb des Baus seiner Mutter und unterhalb seines eigenen. An die Nord- und Südseite drängten sich Wüstenbeifuß und Wacholder, und das Dach schien direkt auf dem Boden zu liegen. Es hatte eigentlich sogar Ähnlichkeit mit seinem eigenen Bau. Beide Behausungen schmiegt sich in dieselbe Bergflanke, den Strahlen der auf- und untergehenden Sonne ergeben. Beide blickten auf die Windungen des glitzernden Flusses und duckten sich vor dem kalten Nordwind.

Auf der Suche nach einem günstigen Weg zum Haus spähte er über den Abhang. Die Rinne war zwar laut, aber er war jetzt nicht in geheimer Mission unterwegs, und alles in allem war es die unkomplizierteste Strecke. Um dorthin zu gelangen, musste er über einen zugigen Grat. Der Wind schob eine gigantische Wolke auf den Rundhügel zu. Der Fuchs quetschte sich zwischen ein paar kinnhohen Kakusblättern hindurch und hielt kurz die Luft an, damit die Dornen ihn nicht in die Brust piksten. Fairer Preis für eine gute Wolkenshow. Die Wolke prallte auf den Hügel und zerbarst. *Genau nach Plan!*

In der Rinne rasselten dicke Büschel mehrjähriger Gräser, die Halme bogen sich unter der Last der reifen Ähren. Die Grassamen, lang und dünn wie Fischgräten, blieben in seinem Fell hängen und stachen ihn in die Haut. Er machte an einem kleinen Rosenstrauch halt, um sich das Fell an den Dornen auszustreichen. Erleichtert trabte er den Hang hinunter und neigte sich dabei nach rechts und links wie ein mäusejagender Habicht im Gleitflug.

Kakteen, Windstöße, Grätensamen: Die Wohngegend war nicht optimal. Auf der Alfalfa-Ebene dösten die Faulpelzfüchse wahrscheinlich mit offenen Müulern auf ihrer grünen Wiese und warteten nur darauf, dass irgendwelche Mäuse, die planlos über das kurze, weiche Gras irrten, sich blindlings in ihre spitzen Eckzähne stürzten. Das war eine optimale Wohngegend. Na ja, optimal für Füchse, die keine weiteren Ambitionen hegten, als Herrscher über ein Jagdgebiet voller geistesschwacher Mäuse zu sein.



Ich stopfte meine Therm-a-rest-Luftmatratze in eine Canvashülle, um sie als Campingsessel zu benutzen. Auf dieser Matratze hatte ich Hunderte von Nächten in der Wildnis verbracht, und wie ein Rennpferd, das sich am Ende seiner Karriere an den Reitsattel gewöhnen soll, bockte sie bei jedem Domestizierungsversuch. Egal, wo ich sie hinwarf, sie landete immer an einer ungünstigen Stelle. Fuchs trottete in den Schatten des Cottages und rollte sich flach wie ein Teppich auf dem Boden zusammen, nur zwei Meter von mir entfernt, zwischen uns nichts als dieses eine Vergissmeinnicht. Regungslos wartete er auf seinem bequemen Platz, während ich unsicher und schwankend auf dem weichen, wabbeligen Sessel herumzappelte. »Der kleine Prinz«, sagte ich und schlug ein Taschenbuch mit beschichtetem Einband auf, »von Antoine de Saint-Exupéry.«

Mein Leben hatte lange Zeit wie ein Stinktierschwanz ausgesehen: ein einziges Fragezeichen. Jetzt hatte ich mich entschieden, von hier wegzugehen, und die Frage war nicht mehr, was ich als Nächstes tun würde, sondern warum ich

es nicht tat. Die Antwort, muss ich gestehen, hatte mit dem Fuchs zu tun.

Nach monatelangem Hin und Her hatten wir – der Fuchs und ich – inzwischen einen Status quo erreicht, mit dem wir uns beide wohlfühlten. Ich hatte mir keine Marschroute für die Zukunft überlegt, aber am Horizont zeichnete sich die Möglichkeit eines näheren Kennenlernens ab, und in wildem, offenem Gelände hat man den Horizont immer vor Augen.

»Der kleine Prinz bittet Saint-Ex, ihm ein Schaf zu zeichnen. Saint-Ex tut ihm den Gefallen, weil ... na ja, Fuchs, ich glaube, es geht einfach um Höflichkeit.« Ich hatte mir angewöhnt, Fuchs etwas vorzulesen und mit ihm zu reden, und zwischendurch sah ich ihn immer fünfzehn Sekunden lang schweigend an. Diese Pause stellte seine Antwortzeit dar.

»Aber keines der Schafe gefällt dem Prinzen, also malt Saint-Ex ihm eine Kiste und sagt, dass das Schaf dadrin ist.« Ich zuckte die Achseln. »Es funktioniert. Ein unsichtbares Schaf in einer Kiste. Einfach so, Fuchs, es bleibt die ganze Zeit in der Kiste.« Dann war wieder fünfzehn Sekunden lang er dran.

Die Menschen kaufen sich alle möglichen Tiere, melden sie an, legen sie an die Leine und sperren sie in Käfige. Die Tiere leben in Kisten wie das Schaf des Prinzen. Und die Besitzer der Kisten können in den gefangenen Tieren sehen, was sie sehen wollen. Sie können ihre Kistentiere ganz nach Belieben vermenschlichen oder entmenschlichen.

Ich riss mit der bloßen Hand ein Bündel vertrocknetes Weizengras aus. Die Halme splitterten auf und bohrten sich in meine Handfläche. Fuchs starrte mich mit großen

Augen an, während ich die verletzte Hand ausschüttelte. Wir hatten seine durchschnittliche Verweildauer von achtzehn Minuten schon fast erreicht. Er legte den Kopf in den Nacken und streckte mir mit einem herzhaften Gähnen seine radiergummiartige rosa Zunge entgegen.

Würden Sie achtzehn Minuten lang einer quakenden Ente zuhören? Einer muhenden Kuh? Einem bellenden Hund? Das gilt andersherum genauso. Wir Tiere erkennen und verstehen die Lautäußerungen unserer eigenen Art, die Äußerungen anderer Arten nehmen wir nur als Hintergrundgeräusch wahr. Wo wir »quak, quak, quak« hören, hören die meisten anderen nur »bla, bla, bla«.

Die meisten. Schon bevor ich den Fuchs kennenlernte, hatte ich die Vermutung, dass Rotfüchse eine Ausnahme sein könnten. Der russische Naturforscher Dr. Dmitri Beljajew hat fünfzig Jahre lang Rotfüchse gezähmt und sie dazu gebracht, auf menschliche Kommandos zu hören. Seine Experimente legen nahe, dass Füchse, ähnlich wie Hunde, verschiedene Äußerungen unterscheiden können. Sie sind also in der Lage, Laute wie *sss*, *mmm*, *sch* und so weiter auseinanderzuhalten. Wenn Beljajew recht hatte, konnte Fuchs meine Worte als solche wahrnehmen, aber nicht verstehen. So wie ich in der Oper.

Der Fuchs, der in keiner Kiste steckte, hörte immer noch der Geschichte zu, als plötzlich das Telefon klingelte. Ich versuchte, es zu ignorieren, aber ich besaß keinen Anruferantworter, und offensichtlich hatte hier jemand grenzenlose Geduld. Als es ungefähr ein Dutzend Mal geklingelt hatte, ging ich rein und nahm im Erdgeschoss den Hörer ab. Die Tür ließ ich offen, damit ich Fuchs im Auge behalten konnte. Es war Jenna, die Leiterin des Erwachsenenbildungsprogramms am örtlichen College. Das College war

dreißig Meilen entfernt, und ich arbeitete dort etwa zehn Wochen im Jahr. Jenna wollte mit mir die Details meines geplanten Wildbiologiekurses besprechen. Aber was sollte ich jetzt mit dem Fuchs machen? Ich hatte ihn noch nie sitzengelassen. Immer war er derjenige gewesen, der unsere gemeinsame Zeit für beendet erklärt hatte. Er ging als Erster, das war unsere Regel. Und doch lag er noch da, sieben Meter entfernt, zu weit für Blickkontakt und in keiner Kultur der Welt nah genug für ein Gespräch, zog mit einer Pfote das blaue Vergissmeinnicht zu sich heran und rieb die Nase am gefangenen Stängel hin und her.

Um ihm zu zeigen, dass ich ihn nicht allein gelassen hatte, ging ich näher an die Tür, drückte den Hörer an die Schulter, damit Jenna nichts mitbekam, und sagte Fuchs, dass es nicht lange dauern würde und dass er warten solle. Als ich das Telefon wieder am Ohr hatte, wollte Jenna wissen, mit wem ich geredet hatte.

»Mit niemandem. Ich bin allein. Wie viele Leute habe ich im Kurs?« Fuchs ließ die gerupfte Blume los und suchte auf dem Boden nach einem Insekt, dem er Angst einjagen konnte.

»Habe ich dir das nicht gerade gesagt? Zweiunddreiig. Du hast also ein Haustier.«

»Habe ich nicht. Ich bin wirklich allein. Du weit doch, dass ich manchmal Selbstgespräche führe und vor mich hin murmele.« Fuchs wandte den Kopf nach hinten, um zu sehen, ob vielleicht an seinem Schwanzende etwas Spannendes los war.

»Nein, bei deinen Selbstgesprchen *murmelt* du nicht.«

Als ich aufgelegt hatte, war Fuchs schon wieder mit Mäusen beschäftigt, das hieß, er war auf der Jagd nach Mäusen und Whlmusen, zwei unterschiedlichen Arten, die aller-

dings aus halbwegs angenehmer Entfernung nicht auseinanderzuhalten sind. Fuchs war ein sehr guter Jäger und fing mehr, als er fressen konnte. Er verteilte seine Beute überall und war so zuvorkommend, auch den Bereich um meinen Campingsessel herum zu bedenken. Nachdem er mich eine Woche lang regelmäßig besucht hatte, errichtete ich um meinen Platz herum eine kleine Mauer aus Pflastersteinen zur Abgrenzung einer mausfreien Zone (MFZ). In der MFZ sollten keine verstümmelten, toten, stinkenden Mäuse vergraben und (zumindest in meinem Beisein) erst recht nicht wieder ausgegraben werden.

Fuchs sah das anders. Als er den ersten Kadaver in der MFZ begrub, deutete ich auf meine liliputanische Steinmauer und erklärte ihm, dass ich mumifizierte Nager nicht unbedingt bombig fand. Dann erklärte ich ihm die Bedeutung von *bombig*. Aber er merkte sofort, dass es jetzt langweilig wurde, und übersetzte meinen Sermon als »bla, bla, bla«. Obwohl das Mäuerchen also leider keinerlei Auswirkung auf Fuchs' Verhalten hatte, erwies es sich eines Tages doch als ganz nützlich, weil es die Peinlichkeit der Tatsache, dass ein Fuchs bei mir ein und aus ging, ein wenig milderte.

»Da vorne auf Ihrem Weg gammelt eine halb verweste Maus vor sich hin.« Mit diesen Worten reichte der UPS-Fahrer mir meinen Monatsvorrat an Büromaterial.

»Schon wieder? Meine Güte. Dieses Tier ...« Ich schüttelte den Kopf und betrachtete meine nackten Zehen. »Das geht schon eine ganze Weile so.« Ich sah den Fahrer an.

»Vielleicht ... äh ... ein Stinktief?«

»Ach nein, das ist Fuchs. Nur ein Fuchs.«

(...)